

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 100 (1974)
Heft: 47

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

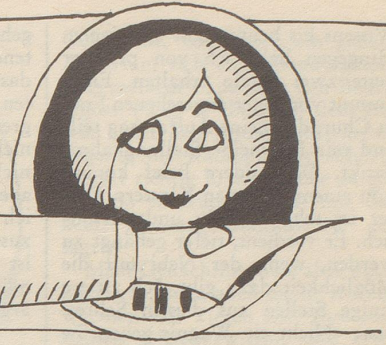
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Frau Bänzliker und das Altpapier

Es ist eine kuriose Zeit. Urplötzlich übernacht wird etwas zu einem Problem – oder doch einem Problem, das vorher kein solches war.

So hat die Frau Bänzliker früher – und nicht einmal so sehr früher – kein Altpapierproblem gehabt. Sie tat die Zeitungen in einen Sack, wenn genug beisammen war von dem Zeugs, und stellte dann den Sack aufs Trottoir, zum Kübel, und der Wagen nahm es mit. Aber auf einmal standen warnende Rufe in den Gazetten, die sagten, sie müssten sich wegen Mangel an Papier in Bälde selbstmorden. Es waren dräuende, aber ungezielte Notrufe. «Vernichten Sie kein Papier, führen Sie es der Wiederverwertung zu.» Was man sonst damit machen sollte, um es besagter Wiederverwertung zuzuführen, stand nirgends. Die Zeitungen, in denen der ungezielte Aufruf stand, füllten nach wenigen Tagen einen erheblichen Teil von Bänzligers Keller, denn Bänzligers haben nicht nur viele Zeitungen, sie bekommen auch viel unnütze Reklamen, Prospekte und andere Drucksachen sowie Gratisanzeiger, die man undankbarer Weise nur aufmacht, wenn man etwas Bestimmtes sucht. Dann hörte Frau Bänzliker von einer Nachbarin, mancherorts würde Altpapier an bestimmten Tagen durch die öffentliche Hand eingesammelt. Wer weiss – Sie hängt sich ans Telefon, verlangt die Kehrlichtabfuhr per Wählscheibe und fragt, ob und wann und wo. Und die Antwort lautet, das gehe sie, die Kehrlichtabfuhr, nichts an, da seien private Firmen zuständig. Die Frau B. möchte lästiger Weise noch gerne wissen, welche zum Beispiel. Das ist offenbar eine etwas dümmliche Frage, denn das andere Ende des Drahtes wird ungeduldig und gibt schliesslich, schon halb eingehängt, einen Namen preis. Die Frau B. ist nicht ganz sicher, dass sie richtig verstanden hat, aber es findet sich so eine Firma im Telefonbuch. Es meldet sich sogar jemand, wenn auch ziemlich barsch. Die Stimme will wissen, wieviele Kilos. Die Frau B. ist in der Klemme. Sie wird offenkundig mit dem Alter immer schlampiger. Sie hat die Zei-

tungen alle paar Tage in den Keller getragen und sie dort brav gebündelt. Aber nicht gewogen. Die Stimme klingt gereizt. «Sie werden doch wissen, wieviel Altpapier Sie haben?» «Viel», sagt die Frau Bänzliker und denkt an die Berge, die sich da unten erheben. «Was nennen Sie viel?» Der Anruferin kommt vor, als drehe sich die Sache trotz der durchaus gezielten Strenge der Stimme seltsam im Kreise. Aber sie traut sich natürlich nicht, das zu sagen. Statt dessen fragt sie in kalmierend-bittendem Ton: «Wann kämen Sie sie abholen?» Sie ist so eingeschüchtert, dass sie tatsächlich den Conditionalis ver-

wendet. Die Stimme sagt in einem Ton, als wiederhole sie es bereits zum tausendsten Mal: «An jedem vierten Dienstag im Monat.»

Kurz vor diesem Schicksalstag ruft die Frau B. vorsorglich nochmals an und fragt nach der Zeit des Einsammelns. Und eine – diesmal weibliche – Stimme gibt ihr den Bescheid: «So um zehn Uhr vormittags.» Die vielgeprüfte Frau Bänzliker ruft am Vorabend nochmals an. Sie ist jetzt entschieden verunsichert. Diesmal ist es wieder die strenge, männliche Stimme, und sie sagt: «Um sechs Uhr morgens. Das Papier muss gebündelt auf dem Trottoir liegen.» «Und

wenn es regnet?» will die Frau B. wissen. Denn es regnet jeglichen Tag in diesem Herbst des Missvergnügens. Und die Frau B. hat die lasterhafte Absicht gehegt, das Papier schon jetzt hinauszuschaffen. «Dann tun Sie es eben in Plastiksäcke. Aufgeweichtes Papier nehmen wir nicht.»

Die hat die Frau B. nicht. Und wenn sie sie hätte, – die kosten schliesslich auch Geld. Sie ist jetzt muff.

Es giesst die ganze Nacht in Strömen. Im Laufe des andern Tages stellt sich heraus, dass überhaupt niemand in der Strasse zum Abholen erschienen ist. Frau B. bedauert die Nachbarinnen, die die durchweichten Bündel wieder in den Keller schleppen müssen. Ihre eigenen liegen wenigstens trocken im Keller, aber sie liegen, und die Eskalation ist bedenklich.

Sie liegen und liegen, bis eines Tages zwei herzige Buben an der Türe klingeln und fragen, ob sie vielleicht Zeitungen abholen dürften, für die Schule.

Die Frau B. hat gern herzige Buben, aber diesen zweien würde sie am liebsten um die dünnen Hälslein fallen. Schon weil sie sagen, sie holen sie natürlich selber herauf. Die Frau B. seufzt vor Freude. Sie denkt an ihre angeschlagene Pumpe, die ihr die Kellertreppe im Aufwärtsgang so schwer macht. Bald haben's die beiden geschafft, bekommen ein Güzeli und danken mit hohen Stimmen «viel, viel Mal».

Die Frau Bänzliker hofft jetzt nur, dass die beiden Buben (oder zwei andere aus der Klasse) in ein paar Wochen wiederkommen.

Bethli



Verpolitisierung der Kirche nach links?

In unserem Kolloquium, Pfarrkapitel, haben wir einen Kollegen, der nicht müde wird, den ökumenischen Rat und alles, was er tut, scharf zu kritisieren und zu diskreditieren. Am schlimmsten ist es, dass er die Kirchengenossen immer wieder auffordert: Keinen Rappen mehr für die kirchliche Entwicklungshilfe. Einen Artikel solchen Inhalts hat er letzthin in der Tagespresse erscheinen lassen. Ich sah mich gezwungen, in einem offenen Brief an den Kollegen, ihm zu widersprechen und einige Fragen zu stellen. Eine Antwort ist meines

Wissens bis heute nicht erschienen. Hingegen habe ich von privater Seite zwei Briefe erhalten. Einer kommt von einer angesehenen Frau in Chur, die meine Auffassung teilt und mir für meine Stellungnahme dankt. Der andere Brief kommt von einem Herrn in Klosters. Dieser ist sehr offensiv und persönlich. Er verdient, tiefer gehängt zu werden, wenn der Nebi mir die Möglichkeit dazu gibt. Ich zitiere einige Stellen aus diesem Schreiben: «Nicht ein Wagnis gehen Sie mit Ihren Zeilen ein, sondern dieselben zeugen von einer teilweise vollkommenen Unkenntnis der Materie.» Was «teilweise vollkommen» bedeutet, ist mir allerdings nicht klar.

Dann fährt er weiter: «Sicher darf angenommen werden, dass Sie die Verhältnisse in den sogenannten früheren Kolonien nicht persönlich kennen, sondern Ihre Weisheit hierüber den Zeitungen entnommen haben... Ich empfehle Ihnen, in ein entkolonialisiertes Land zu gehen und dort für einige Zeit zu verbleiben... Weshalb sind Sie nicht in einem Lande, in welchem Sie durch Ihre Tätigkeit der Entkolonialisierung Vorschub leisten? ... Nicht nur wäre zu empfehlen, dass keine Gaben an grosse Werke entrichtet werden, sondern auch der steuerliche Austritt aus den Kirchgemeinden, welche Pfarrherren haben, die den Modetrend unterstützen. – Vom Schreiber unterstrichen!»

Zum Schluss sagt der Briefschreiber: «Gerne hoffe ich, dass Sie Ihre nächsten Ferien in einem entkolonialisierten Lande verbringen oder in einem solchen Lande Ihre weitere Tätigkeit fortsetzen.»

Diesem Rate würde ich gerne folgen, aber leider ist es zu spät und zugleich würde «mein Salär aus den Steuergeldern» samt AHV-Rente für die Finanzierung einer solchen Reise nicht genügen.

Vom Briefschreiber kenne ich nur den Namen. Wahrscheinlich hat er lange in den Kolonien gelebt und dort sein Glück gemacht. Aus seinem vornehmen Briefpapier mit der Sonne als Signet zu schliessen, gehört er in jedem Fall zu den beati possidentes.

Und nun hätte ich noch eine Frage. Ich habe in meinem letzten Brief den Standpunkt vertreten, es

Brückenverkehr

Es wird so viel über die Zürcher Quaibrücke geschrieben, dass man bald nicht mehr weiss, ob sie verbreitert, geflickt oder abgerissen werden soll. Wie wäre es, wenn man den Autoverkehr auf die Zeit beschränken würde, wo der See zugefroren ist, damit man die Autos übers Eis schicken kann? Würde man dann auch den Fröschengraben wieder aufreissen, so gäbe es eine bequeme Zufahrt zu den herrlichen Orientteppichen von Vidal an der Bahnhofstrasse 31 in Zürich!

gehöre zum Anstand, einen erhaltenen Brief zu beantworten. Muss das wohl auch in diesem Falle gelten, wo es sich um einen sehr aggressiven Brief handelt? Ich glaube nicht und werde wahrscheinlich nicht antworten. Wenn mein Brief aber im Nebi erscheint, dann werde ich ihm die betreffende Nummer zustellen. Ein Abonnent des Nebi ist er sicher nicht, denn sonst müsste er sich jede Woche grün ärgern. B. Andry

So geht es nicht!

«Wie ich auf der Strasse meine Ehre verlor» (Nebi Nr. 42)

Nein, liebe Marie-Louise, so geht es nicht! Lass das verstohlene Augenzwinkern – sozusagen bei Kavaliärsdelikt –, es geht auf Leben und Tod. Das Schlachtfeld der Strasse eignet sich nicht für geistreiche Abreaktionen leisen Schuldgefühls. Auch ich lag schon zweimal am Boden, umgeschlagen wegen diesbezüglicher Fahrlässigkeit des Automobilisten, und eine Velofahrerin fand letztes Jahr in unserer Gemeinde auf diese Weise den Tod. – Mich überkam ein Grausen ob Deinem unpassenden, witzig sein wollenden Ton. – Wenn Du in Deinem abschirmenden Kasten sitzt, dann denk bitte daran, dass es schwächere, Dir ausgelieferte Verkehrsteilnehmer gibt, die von Dir nicht nur um ihren berechtigten Lebensraum geprellt werden, sondern auch noch wehrlos den giftigen Gasen aus dem Auspuff Deines Wagens ausgeliefert sind und die bei jedem stehenden, besetzten Fahrzeug, aus Erfahrung mit menschlicher Gedankenlosigkeit, vor der schicksalhaften Autotüre zittern. Elisabeth

Marie-Louise vertritt eine so vielverbreitete Mentalität, dass ich ihren Artikel aufnahm, überzeugt, dass da heftig reagiert werden würde. Elisabeths Zuschrift ist die einzige Reaktion. Ich sage ja: vielverbreitet. B.

Die verpasste Chance

An einer Plakatwand, wo ich jeden Tag vorbeifahre, hangen nebeneinander folgende Plakate:

Das eine in roten Farbönen mit einem schönen, bunt gemusterten Kinderwagen, über den sich ein Mami beugt. Der Kinderwagen steht auf einem Ja, auf dem «Ja für unsere Zukunft» (Ueberfremdungsinitiative).

Das zweite Plakat ist nur schwarz-weiss und deshalb nicht so schön anzuschauen. Man sieht darauf einen geschlossenen Rollladen, an dem ein Schild hängt mit der Aufschrift: «Wegen Personal-mangel geschlossen», darunter: Ueberfremdungsinitiative III: Nein.

Nun sind Plakate ein Reklame-mittel, das eher auf optische Wirkung bedacht ist, denn auf sachliche Information. Dass aber eines dieser beiden Plakate anscheinend doch recht sachlich ist, erfuhr ich heute abend (20. Oktober) am Radio. Da gab nämlich der Initiant der III.

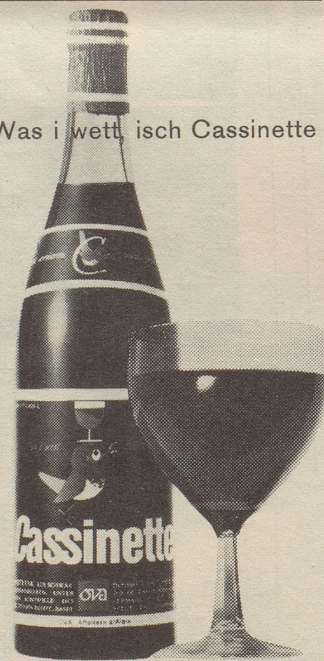
Ueberfremdungsinitiative, Valentin Oehen, einen Kommentar zum Abstimmungsergebnis. Von ihm weiss ich nun, dass wir Schweizer eine grosse Chance verpasst haben. (Eine Chance wozu weiss ich zwar nicht.) Herr Nationalrat Oehen wusste auch, woher dieses schlechte Resultat kommt: Von der riesigen, sehr unsachlichen Propaganda nämlich, die von den Gegnern der Aktion gemacht wurde, die der rein sachlichen Information der Befürworter gegenüberstand. Und wer ist auf diese unsachliche Propaganda hereingefallen? ... Natürlich – wie könnte es anders sein – wir Frauen, die wir ja immer gefühlsbetont handeln und uns von den Gegnern haben Angst einjagen lassen.

Das Nein auf dem zweiten Plakat wurde übrigens vor einigen Tagen – sehr sachlich – mit schwarzer Tusche übersprüht und damit unleserlich gemacht, man konnte nur noch weithin das leuchtend rote Ja sehen. Trotzdem – ich schäme mich beinahe, es zu gestehen – bin ich hereingefallen mit meinem Nein. Ursula

Die zwei Seiten der Medaille

Alles hat seine zwei Seiten – wenn nicht mehr. Und es ist gut, wenn wir das wieder und immer wieder am eigenen Leibe erfahren müssen. Auch wenn's nicht viel nützt.

Was i wett isch Cassinette



Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein OVA-Produkt

Anfangen hat es mit der Inflation. Zuerst machte sie den Herren NAT-OEK nur Gedanken, dann Sorgen, und schliesslich fand man allgemein, nun müsse etwas geschehen. Und es geschah etwas, nämlich das was immer geschieht, wenn etwas im Leben des Einzelmenschen, der Nation oder der Welt schiefeht: man sucht und findet Sündenböcke. Das muss un-gemein wichtig sein, denn an ihnen, den Sündenböcken, kann man das eigene Gewissen so nett salvieren, und das ist der erste Schritt zur Lösung eines Problems. Wer unschuldig ist, darf Steine schmeissen, und wer Steine schmeisst, beweist doch, dass er a) unschuldig, und b) tätig ist.

Zu den schlimmsten Sündenböcken im Falle Inflation gehören die Konsumenten, und unter ihnen natürlich die Frauen. Denn wir sind es ja, die das Geld unter die Leute bringen. Wir haben zuwenig Verstand, wir kaufen blind, ohne auf den Preis und die Qualität zu sehen, und sehr viele unnütze Dinge dazu – wir, wir, WIR! Hätten wir mehr Konsumbewusstsein, dann wäre das mit der Inflation nie so schlimm geworden. Und man predigt uns an, bis zur Bewusstlosigkeit, wie und wofür und unter welchen Vorsichtsregeln wir das viele, viele Geld verwenden, beziehungsweise nicht verwenden, sondern sparen sollen.

Bis heute vormittag um halb-zehn hat mich das immer ein wenig amüsiert, denn ich gehöre zu jenen Jahrgängen, die die vielen Krisen zwischen den beiden Weltkriegen und die Rationierung im Zweiten redlich mitgelitten haben; und ich kann versichern, wer damals nicht konsumbewusst wurde, der wird es nie! Mit dem miesen Einkommen jener Tage, und den kleinen Rationen der Kriegsjahre haben wir unser Hausvolk so gut wie möglich durchgefüttert, gekleidet und geflickt. Wer, ausser unsereins, hat aus ausgedienten Männerkleidern Bubenhosen und Kittel herausgeschunden? Wer hat Mäntel gewendet, wer hat «neue» Herrenhemdenkragen aus dem untern Teil der Hemden fabriziert, und besagte Unterteile mit altem Stoffzeug, das mehr oder weniger dazu geeignet war, verlängert, auf dass die Hemden nicht aus dem Gurt schlüpften? Wer, ausser uns ist den Markt auf und ab getrabt, um das Gemüse einen Fünfer, wenn nicht gar einen Zehner billiger heimzutragen?

Und bei allem Amüsiertsein habe ich oft gedacht, es sei den Jungen von heute zu gönnen, dass ihnen all das erspart blieb. Wenn sie es nur auch richtig schätzen würden, und so ein bisschen besser mit dem Geld umspringen dürften sie schon, aber es müsse ja jeder mit der eigenen Haut in die Gerbe.

Doch heute vormittag um halb-zehn hat mir ein Mann, der es wissen muss, ist er doch Abteilungschef eines grossen Lebensmit-

telgeschäftes, ein Licht aufgesteckt über unsereins, ein Licht, das mich noch lange blenden wird. Er sagte nämlich mitten im Gespräch, dass es insbesondere die Frauen meines Alters seien, die zu den schwierigsten Kundinnen gehören: sie kontrollieren alles, sie suchen ewiglang, bis sie sich zu einem Netz mit Kartoffeln entschliessen, sie refüsieren Obst, das angeschlagen ist, auch wenn nur ein einziger Apfel auf dem Carton nicht recht sei, ein Pfirsich oder eine Tomate zu weich usw. Diese Frauen rissen dem Personal, das sonst schon genug zu tun habe, den letzten Nerv aus.

Meinen schüchternen Einwand, dass eben die Frauen meines Alters von den hohen Preisen «verschreckt» sind, und dass sie allermeistens scharf rechnen, und somit sich wohl ansehen müssen, was sie kaufen, dieser Einwand wurde leicht schulterzuckend und nickend zur Kenntnis genommen, und somit endete ich mit ein paar freundlichen Worten das Gespräch. Schon deswegen, weil ich zu oft zusehen muss, wie besonders «Schlaue», älteren und auch jüngeren Jahrganges, versuchen, bei vorgepackter Ware zu ihren Gunsten abzutauschen, oder Gewicht zu «verbessern» – was an und für sich eigentlich Unart und Diebstahl ist, aber mit dem Konsumbewusstsein, dem gepredigten, nichts zu schaffen hat.

Also: auf dem Avers der Medaille, die man uns präsentiert, werden wir bis zum Ueberdruss dazu aufgefordert zu prüfen, was wir kaufen, uns zu überlegen, für was wir das gute Geld verklopfen, und auf dem Revers der gleichen Medaille werden wir scheel angesehen, wenn wir's tun. Nicht von den gleichen Leuten, aber doch von jenen, mit denen wir es im Alltag zu tun haben. Dass diese Leute sehr oft Angestellte jener Firmen und Verbände sind, die in ihren, den Kunden zugeordneten Publikationen uns Wasser predigen, und die dann «Muni viel bö» werden, wenn wir es trinken, statt uns an den, ach, so viel rentableren Konsums-Schlendrian-«Wein» zu halten, das, Mitleidensgenossinnen, das ist jenes Licht, das mich seit heute vormittag um halbzehn blendet – und noch lange blenden wird.

Und in diesem blendenden Licht werde ich von nun an noch aufmerksamer, noch ausdividiert sein – das habe ich mir geschworen.

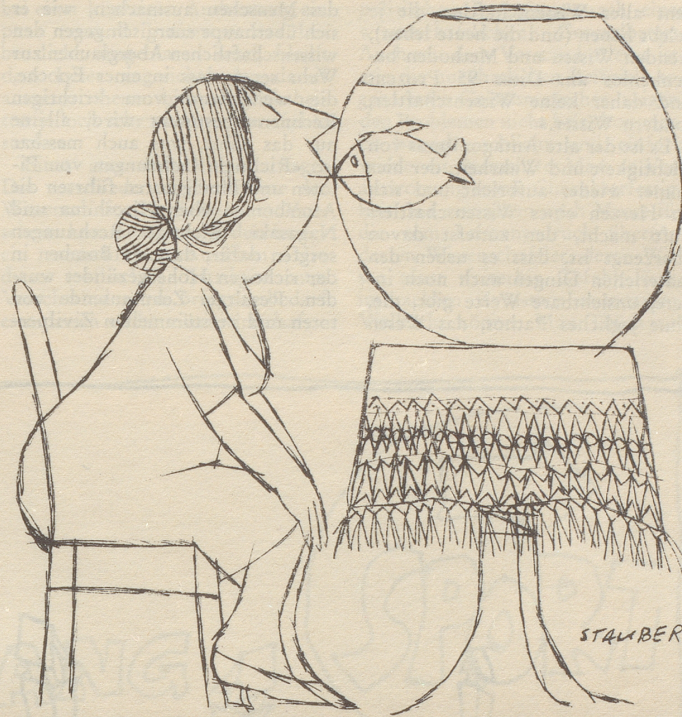
Bazzi

Sorgen eines Saunabenützers

Komme von der Sauna. Zu Hause angekommen fragt die Gattin: «Wo ist das Badetuch?»

Fahre die drei Kilometer zurück zum Saunabad, Badetuch holen. Beim Parkplatz treffe ich einen Leidensgenossen, der mit mir zusammen in der Sauna war. Er gesteht, Frau habe ihn zurückgeschickt, da Seife vergessen.

Zusammen treffen wir auf einen Dritten, der eben von der Kasse kommt, – er gesteht verlegen, sei



nochmals zurückgekommen, habe vergessen den Kästelschlüssel abzugeben.

Thema für eine medizinische Dissertation: «Wirkung der Sauna auf das menschliche Gedächtnis.»

Hege

Der «heil'ge Schlaf»

«O, mordet nicht den heil'gen Schlaf!» heisst es in «Wallensteins Tod»; doch wird nicht nur Wallenstein trotz der beschwörenden Worte ermordet, sondern auch unser eigener Schlaf ist eigentlich heute täglich bedroht.

Wo existiert derjenige erwachsene Mensch, der heute noch acht Stunden lang tief und friedlich schläft? Ich kenne keinen! Der Schlaf ist daher tatsächlich zu einem Gesprächsthema geworden, zu dem fast jeder etwas beizutragen hat, und zwar vor allem Negatives.

Einer schläft viel zu spät ein; der andere wacht schon in den frühesten Morgenstunden auf; der dritte fährt bei jedem Glockenschlag auf, um den Schlummer nicht mehr zu finden. Alles und jedes kann daran schuld sein: zu viel Betrieb am Tage, zu wenig Betrieb, so dass sich keine Müdigkeit einstellt; Autolärm auf der Strasse; Baubetrieb am frühen Morgen von nebenan; zu viel gegessen, zu wenig gegessen; der tägliche Mittagsschlaf, gar keine Siesta; zu warmes Wetter, zu kaltes Wetter; Aeger, freudige Aufregung oder einfach – gar nichts. Jedenfalls wird nirgendwo mehr herrlich und traumlos geschlafen!

Es gibt unzählige Mittel, von den einen empfohlen, von den andern verpönt. Dem einen nützt es wenigstens drei Tage lang, der andere spürt überhaupt keine Wirkung. «Das ist eben sehr individuell wie alle Medikamente», be-

merkt dann jemand weise, wenn auch nutzlos.

Doch halt, da fällt mir ein: eine Person kenne ich – es ist ein Mann – die den Schlaf als Freizeitsport betrachtet. Er kommt von der Arbeit heim, trinkt einen Milchkaffee, geht zu Bett und schläft sofort für zehn Stunden ein. Am Samstag schläft er sogar durch, genehmigt abends einen Imbiss und schläft wieder ein, um den Sonntag im Bett zu verbringen und erst wieder aktiv zu werden, wenn am Montagmorgen das Büro winkt. Er schläft und schläft und schläft ...

Beneidenswert? Eigentlich nicht! So dass ich mich ketzerisch frage, ob ich das Schlechtschlafen nicht doch vorziehe?

Nicola

Die herzigen Tierlein

(Auch in Malaysia)

Man soll Kinder nicht ohne Tiere aufwachsen lassen! Es fehlt ihnen eine geistige Dimension, sie müssen sich seelisch einseitig entwickeln – der Mensch hat schon ein kurzes Gedächtnis.

Bin ich wirklich das einzige kleine Mädchen, das je aus dem Kindergarten heimkam und verwundert sah, wie das Dienstmädchen mit einer Giesskanne Blut von der Strasse zu schwemmen versuchte? Der Filou, der geliebte und gefürchtete quasi-Dackel, war eben überfahren worden. Leid-Michi, eine Katze, bekam die Süüch und lag dann eines Wintermorgens steif und kalt, lang ausgestreckt unter dem Küchentisch. Kunzli, ebenfalls eine Katze, sogar mit rot und weiss geringeltem Schwanz, fiel in einen Fischteich (honni soit qui mal y pense!) und ertrank. Die Chüngel – aber jeder weiss, was mit Chüngeli passiert.

Goldfische, von denen ein ganzes Aquarium sich eines Sonntagmorgens meinem Papa über den Bauch ergoss. (Weil er eben, auf dem Diwan neben dem Aquariumtischchen liegend, die Radiopredigt abhörte anstatt richtig in die Kirche zu gehen. So eindrücklich hat mir das keine Sonntagsschultante je gesagt!)

Mein Gedächtnis muss aber doch kurz sein, denn auch meine Kinder wachsen mit Tieren auf. Ihre seelischen Gleichgewichte sind erstklassig balanciert, aber meines beginnt zu kippen. Jee! die herzigen Eintagskücken, die ich unter der Lampe grossziehen will! Aber wer hat denn da an das Büsi gedacht, wer hätte geglaubt, dass es den Deckel der Hühnerkiste aufbrachte? Wer hätte von einem herzigen Töchterchen erwartet, dass es so ein Hühnchen liebevoll in den Händchen quetscht, bis es nicht mehr piepst? Dass dasselbe herzige, rundliche Meiteli sich auf ein Kätzchen setzt und dann von der Alten gekratzt wird, dass sein Bäcklein eine Woche lang geschwollen bleibt? Oder dass der treuerherzige Labrador eines der grossen Hühner jagt, bis es mit Herzanfall zusammenbricht? (Bisswunden hat es keine.) Dass er die Enten fröhlich bellend unter dem Hag in die Strasse hinausjagt? Der böse Hund! Angebunden wird er! Und drei Minuten später, was kratzt da so fleissig im Garten und pickt die mit Müh und Not aufgezoogenen Tomatensetzlinge auf? (Wir wohnen sozusagen auf dem Aequator, wo man Gemüslin wie Kleinkinder hüten muss.) Die bösen Hühner!

Die einzigen gegenseitig friedlichen Mitglieder meiner Menagerie sind die Katzen und der Hund. Aber was steht denn da im Erstklassesebuch? Ein kleines Geschichtlein, eine blöde Pseudo-Legende, «Warum Hunde und Katzen sich nicht vertragen können». «Wie bin ich froh, dass mein Erstklassler Naturgeschichte zu Hause direkt lernt, und seinem seelischen Gleichgewicht somit keine rauen Stüpfе zukommen. Sogar seinem etwas jüngeren Cousin hat er die Geschichte erzählt und dann gönnerhaft beigelegt: «Weisst, in England lassen sich die Katzen und Hunde. Das ist dort Mode. Aber die in Sarawak verstehen kein Englisch, darum wissen sie es nicht...»

Heidi



bestbewährt bei Kopfweh, Zahnweh, Rheuma-, Gliederschmerzen, Grippe, Fieber